

Irma Jakob

So erlebte ich das Kriegsende in Scheidt

Irma Jakob geb. Riedschy, Jahrgang 1924, wurde in Scheidt als Tochter eines Bergmanns geboren. Dort wohnt sie noch heute. Sie erlebte in ihrer Heimatgemeinde die letzte Kriegsphase und erinnert sich:

Im Sommer 1944 kam ich aus Berlin zurück, wo ich zuvor als DRK-Schwesternhelferin dienstverpflichtet war. Nun sollte ich an der Westfront eingesetzt werden. In meinem Heimatort Scheidt, so glaubte ich, wäre ich endlich dem Bombenhagel von Berlin entronnen. Meine DRK-Kameradin Else Born vom Scheidterberg, die mit mir gemeinsam nach Berlin gegangen war, ist dort nach nur vier Wochen bei einem schweren Luftangriff ums Leben gekommen.

Da erlebte ich am Sonntag, dem 16. Juli 1944, den schweren Angriff auf die Bahnlinie in Scheidt, bei dem vier Scheidter Bürger getötet wurden. Ich war vom Regen in die Traufe gekommen.

Nun wartete ich auf den neuen Einsatzbefehl von meiner Dienststelle in Darmstadt, der nie ankam, da auch dort im Bombenhagel alle Unterlagen vernichtet worden waren. Ich blieb in meiner Heimat. Die Invasion war gelungen, und die Westfront rückte bis zum Herbst immer näher.

Überall begann man wieder von einer Evakuierung zu reden. Das wäre dann die zweite gewesen, und tatsächlich musste die Zivilbevölkerung ihre Heimatorte wieder räumen, genau so wie 1939.

Vom DRK wurde ich als Transportbegleiterin eingesetzt auf der Strecke zwischen Saarbrücken und Thüringen. Um die Monatswende November/Dezember verließen die letzten Scheidter mit zwei Sammeltransporten per Eisenbahn ihre Heimat, um nach dem Kreis Waldeck in Kurhessen gebracht zu werden. Meine Mutter und meine Schwester fuhren mit diesem Transport, mein Vater gehörte als Bergmann zur Notbelegschaft der Grube Jägersfreude und blieb hier.

Ich fasste den festen Entschluss, auf keinen Fall meine Heimat zu verlassen und hier zu bleiben, zumal mein 86-jähriger Großvater Leopold Kausch, genannt „Vetter Lebold“, sein altes Bauernhaus in der Kaiserstraße nicht verlassen wollte. Bei der ersten Evakuierung bei Kriegsausbruch 1939 war ihm seine Frau in „der Fremde“ gestorben, er wollte nicht das gleiche Schicksal haben.

Um Lebensmittelkarten zu bekommen, musste ich angemeldet sein. Ich meldete mich beim Ortsvorsteher Peter Lauer und beim Leiter der TN (Technische Nothilfe) Fritz Rabanus an, die beide ihr Büro im Haus Nr. 33 Im Flürchen hatten. Sie hatten den Auftrag alle Zivilisten aus Scheidt zu bringen. Aber das war gar nicht so einfach, da sich Leute wie mein Großvater einfach weigerten, das Dorf zu verlassen.

Über meine Anwesenheit waren sie hoch erfreut, denn ich sollte als Rot-Kreuz-Schwester und „Mädchen für alles“ zur Verfügung stehen.

Die Front kam nun immer näher, die Lage wurde von Tag zu Tag kritischer. Der Volkssturm wurde einberufen, junge Burschen von 15 Jahren und alte Männer patrouillierten mit Krückstock und Gewehren durch unseren Ort. Alle Bunker, im Scheidter Wald gelegen, hatten Soldaten aufgenommen, deren Einheiten in den leerstehenden Häusern ihre Schreibstuben und Telefon-Vermittlungen eingerichtet hatten. In der Villa Golmer, Im Flürchen 59, wohnte der General, den ich oft mit seinen breiten roten Streifen an der Uniform sah.

In der Villa Im Flürchen 55 war eine Zahnstation untergekommen. Im Wald hinter der heutigen Schule (die es damals noch nicht gab) befand sich ein Stollen, der als Schutzraum benutzt wurde. Dort befand sich auch eine Krankenstation.

Dr. Hell aus Saarbrücken war der Stabsarzt, bei dem ich öfter geholfen habe. Auch in der Zahnstation war ich mehrere Male eingesetzt.

Das Leben wurde von Tag zu Tag schwerer für uns. Einmal, als ich meinem Großvater etwas zu essen bringen wollte, wurde ich von „Jabos“ beschossen. In unserem Garten warf ich mich im letzten Moment in den Wassergraben. Den Stollen im Wald benutzten wir nachts oder bei Gefahr, für die wir ein gutes Gespür entwickelt hatten. Frau Christmann vom Flürchen hat oft für alle gekocht. Ein Ofen stand im Stollen, Holz hatten wir ja vor der „Haustür“. Ständig war irgend jemand am Holzsägen.

Eines Tages wurde von der Schafbrücke her eine Menge Vieh herangetrieben: Kühe und Pferde. Die Treiber waren nicht Herr der Lage, so dass die meisten Kühe herrenlos herumliefen. Die Leute vom TN meinten, so eine Kuh könnte uns allen sehr nützlich sein, man bräuchte nur jemand, der sie melken kann. Man ließ bei mir anfragen, und ich sehe noch heute die Männer erfreut ausrufen: „Die kann's"! Wir suchten die kleinste Kuh aus und stellten sie im Flürchen bei „Zyschers Kätt“ ein, wo schon vorher eine Kuh gestanden hatte. Die große Kuh dort war von den Soldaten geschlachtet und in der Feldküche verbraucht worden.

Zweimal am Tag ging ich nun zum Melken. Es war eine gute Kuh, und sie gab auch viel Milch. Die Männer vom TN sorgten für Futter und rührten mir auch den „Sauf“ an. Mein Vater, der täglich mit dem Rad nach Jägersfreude zur Grube fuhr, reparierte eine Zentrifuge und bastelte noch ein Butterfass. So waren wir fast Selbstversorger geworden. Die Kuh war ein Glücksfall, unbezahlbar in dieser Zeit.

Zum Einkaufen fuhr ich dann und wann mit einem Handwägelchen nach Dudweiler oder nach St. Ingbert. Es war sehr mühsam, denn wenn ich ankam, gab es meist kein Brot mehr, und andere Lebensmittel waren kaum aufzutreiben. Die



Irma Jakob geb. Riedschy als Rot-Kreuz-Schwester in Scheidt. (Foto von 1944)

Soldaten im Haus nahmen mich ab und zu mit nach Limbach. Dort war der Scheidter Müller Richard Bohn bei seinem Bruder untergekommen, welcher hier ebenfalls eine Mahlmühle betrieb. Ich bettelte Mehl und Kleien für die Kuh. Noch heute bin ich Richard Bohn dankbar, dass er mich oft versorgt hat. Nun begann ich unser eigenes Brot zu backen. Auch ein Schwein haben wir geschlachtet, und so sind wir einigermaßen über den Winter gekommen.

Ende Dezember fing es an zu schneien. Scheidt war in eine dicke Schneeschicht gehüllt, und den ganzen Januar schneite es immer wieder. An der nahen Front bewegte sich während dieser Zeit nicht viel, so dass wir Weihnachten in der warmen Küche mit einem kleinen Bäumchen verbringen konnten. Vaters Grubenlampe war im Stollen und im Haus die einzige Lichtquelle, Strom gab

es schon lange nicht mehr. Ich versorgte weiter täglich meinen Großvater, und manchmal kochte ich für die Soldaten in unserem Haus echt saarländisch: Hoorige, Dibbelabbes, Verheiratete und Gefüllte. Kartoffeln, Milch, Rahm und Speck hatten wir ja.

Im März wurde die Lage schlimm. In der Dudweilerstraße, im Wiesengelände, wo heute das Anwesen Grund steht, ging eine Batterie schwerer Artillerie in Stellung. Mit großem Knall schossen die Geschütze los. Die Soldaten warnten uns und sagten, wir sollten rasch in Deckung gehen, am besten in den Stollen. Die Antwort der Amerikaner war zu erwarten. Es dauerte nur Minuten, da rasselten die Granaten auf unser armes Scheidt los. Für mich war es zu spät, in den Stollen zu laufen. Ich erlebte das Schreckliche in unserem Keller. In der nächsten Feuerpause liefen wir nach draußen und erblickten ein Bild des Grauens: mehrere Häuser in der Dudweilerstraße waren getroffen, überall tiefe Granattrichter, dazwischen lagen tote Soldaten.

Ich lief in die Kaiserstraße, um nach meinem Großvater zu sehen. Der saß noch ganz verstört im Keller mit der Bibel in der Hand und betete laut vor sich hin.

Am 20. März bekamen die Soldaten den Befehl, sich in der Nacht abzusetzen Richtung Rhein. Von uns verabschiedeten sie sich und gaben uns noch von ihren Vorräten, vor allem Kommissbrot. Das haben wir in Scheiben geschnitten, im Ofen getrocknet und in Säckchen aufgehängt. So wollten wir uns einen Notvorrat anlegen, denn allmählich gingen unsere Lebensmittel zu Ende. Noch nach Tagen kamen immer wieder Soldaten aus ihren Verstecken, baten um Zivilkleider, weil sie nicht weiterhin in einen verlorenen Krieg ziehen wollten. Wir gaben ihnen Kleider, änderten sie um, machten sie passend und verpflegten die Männer. Dann zogen sie ins Ungewisse. Alle versprachen sie, sich nach dem Krieg zu melden. Von keinem erhielt ich jemals Nachricht. Wer weiß, wie sie durchgekommen und wo sie gelandet sind.

Auch die Männer von der TN rückten ab, nun musste ich allein mit der Kuh und mit einer ungewissen Zukunft zurecht kommen. Im Stollen warteten wir, die wenigen Scheidter Bürger, voller Angst ab, was nun das erwartete Kriegsende bringen sollte.

Schon am 21. März kamen die Amerikaner, und alles, was wir von ihnen mitbekamen, war die Tatsache, dass ein schier unendlicher Strom von Panzern, Mannschafts- und Versorgungsfahr-

zeugen beinahe rund um die Uhr über die Kaiserstraße in Richtung St. Ingbert rollte. Mein Großvater stand am Fenster und staunte, so etwas hatte er noch nie gesehen. Er sagte zu mir: „Mensch, was hann die for e Gescherr. Un geje die wollt de Hitler de Kriesch gewinne“.

Nicht lange danach tauchten zum ersten Male französische Soldaten auf. Sie durchsuchten die Häuser und nahmen noch manch Brauchbares mit. Vor allem auf Fahnen, Uniformen und Abzeichen hatten sie es abgesehen. In ihrer Siegesstimmung setzten sie die erbeuteten Mützen auf, auch wenn es nur Eisenbahnermützen waren. Meinen Plattenspieler hatten sie auf der Straße aufgestellt und zerschlugen dabei eine Menge Schallplatten. Da ich dies alles vom Fenster aus beobachtete, fasste ich mir ein Herz und sagte, dass der Plattenspieler mir gehöre. Ein Offizier wurde herbeigerufen, und der machte mir klar, dass Zivilpersonen hier überhaupt nichts zu suchen hätten, und nach Einbruch der Dunkelheit dürfe niemand mehr auf der Straße sein. Lächelnd ging er weiter und sagte, dass die Saar ja nun französisch werde. Meinen Apparat bekam ich wieder zurück. Die nachrückenden französischen Soldaten haben sich im allgemeinen sehr fair benommen.

Nach und nach kamen zuerst die Scheidter Einwohner zurück, die ganz in der Nähe untergekommen waren. Es hatte sich bald herumgesprochen, dass ich eine Kuh hätte. Morgens und abends standen die Leute mit Milchkannen vor meiner Tür und wollten Milch von meiner Kuh haben. Ich hätte zehn Kühe haben müssen. Um Ärger und Streit aus dem Wege zu gehen, habe ich die Milch mit Wasser „gelängt“. Mir scheint, als habe die Milch von damals trotzdem mehr Nährwert gehabt als die Milch von heute.

Eine gefährliche Zeit mussten wir im Frühjahr 1945 noch durchstehen, obwohl der schlimme Krieg nun Gott sei Dank überstanden war. In der nahen Below-Kaserne hatte man Tausende von russischen sogenannten „Fremdarbeitern“ versammelt, bevor sie in ihre Heimat zurückgebracht werden sollten.

Entweder hatte ihnen jemand Plünderungsrecht gegeben oder sie hatten es sich genommen. Auf jeden Fall fielen sie in Gruppen in die umliegenden Dörfer ein, um in den Häusern alles mitgehen zu lassen, was nicht niet- und nagelfest schien. Uns ver-

setzte das rabiate Vorgehen der Leute täglich in Angst und Schrecken.

An einem Tage kam mein Vater mit dem Fahrrad von der Arbeit nach Scheidt zurück. Kurz vor unserem Haus traten vier Russen auf ihn zu, zerrten ihn vom Fahrrad und wollten damit verschwinden.

Mein Vater wehrte sich, und plötzlich kam ein Russe auf ihn zu und sagte: „Du Fritz, der bei mir auf Grube und mir oft Essen gegeben, wo ist dein Haus?“ Mein Vater bekam das Fahrrad zurück, und der Mann verschwand mit seinen Landsleuten.

Eine gefährliche Situation erlebte ich wenige Tage später. Jemand musste verraten haben, dass in unserem Stall eine Kuh stand. An einem Morgen kamen 15 bis 20 russische Frauen und Männern, alle mit Knüppeln bewaffnet, durch unseren Garten. Einer hielt einen Strick in der Hand. Ich war allein zuhause und wusste sofort, dies gilt meiner Kuh. Sie umstellten unser Haus und versuchten Tür und Fenster einzuschlagen. Ich hatte große Angst und wusste mir keinen Rat. Ich habe nur noch gebetet „Herr Gott, hilf mir aus dieser Situation!“

Plötzlich entdeckte ich den Strauß Frühlingsblumen auf meinem Tisch. Instinktiv ergriff ich ihn, öffnete die Tür und ging mutig auf die Russen zu. Dann raffte ich im Garten alle Blumen von den Beeten zusammen und verteilte diese auch noch, so dass jeder etwas bekam. Das Wunder geschah, die Russen zogen ab.

Ich habe noch oft über dieses „Wunder“ nachgedacht, und jemand, der sich mit der Mentalität der Russen von berufswegen auskennt, hat es mir so erklärt: „Mit den Blumen haben sie sich ihnen als Freund genähert. Einem Freund tut man nichts!“

Nun liegen schon über 50 Jahre zwischen dieser schweren Zeit und heute. Ich habe sie oft vor meinem geistigen Auge Revue passieren lassen, jedesmal bewegt es mich von neuem, und ich bin innerlich aufgewühlt. Zugleich ist mir auch bewusst, dass Gott mich sicher durch die schlimmen Kriegszeiten geleitet hat.

Aufruf

an die Bürgerschaft von Dudweiler

Auf dem hiesigen Pascalschacht (Ostschacht, Albertstrasse) sind 144 deutsche Kriegsgefangene untergebracht. Die Ernährungslage dieser Kriegsgefangenen ist unbefriedigend. Im Einvernehmen mit der Militärregierung ist es dem Bürgermeister gelungen, diesen Notstand zu beheben, soweit die Zivilbevölkerung von Dudweiler imstande ist, von ihren Lebensmitteln den Gefangenen etwas zukommen zu lassen.

Bürger von Dudweiler!

Es sind unsere Truppen, die der Hitlerschen Kriegspolitik zum Opfer gefallen sind, und die es Ihnen danken werden, wenn Sie sich ihrer Notlage annehmen. Alle überschüssigen Reste von Essen, Brot, Obst usw., soweit dieselben natürlich für den Menschen genießbar sind, können vormittags von 11-12 und nachmittags von 6-7 Uhr an der obengenannten Stelle abgegeben werden. Für die reelle Verteilung der abgegebenen Lebensmittel unter die Kriegsgefangenen ist durch die militärische Aufsichtsbehörde garantiert.

Ich appelliere auch hier an die Opferbereitschaft der Bevölkerung von Dudweiler und bitte, daß meinem Aufruf von allen Bürgern Verständnis entgegen gebracht wird.

Was Ihr gebt, gebt Ihr Euren eigenen Landsleuten!

Dudweiler, den 13. 8. 45

Der Bürgermeister
Hey

A. Entenreiter, Dudweiler

Aufruf an die Bürgerschaft von Dudweiler vom 13. August 1945, für die im Lager am Pascalschacht untergebrachten deutschen Kriegsgefangenen Lebensmittel zu spenden.